

Der Mann des Worts: Henry Hoek (1874–1951)

Draussen hatte die Winternacht ihre knirschende Kälte über die frosterstarrte Erde gebreitet. Die Sternbilder standen in bedrängender Klarheit am Himmel. Sie liessen mich an Wanderer denken, die zu dieser Stunde noch nach einem Unterschlupf in der verschneiten Unendlichkeit suchten. Ihnen war der Winter in dieser Stunde gewiss fremd und heimatlos, ja ein Feind, vor dem sie sich retten mussten.

Draussen in der Bar war nichts von dem zu spüren, was sich, nur durch eine dünne Wand getrennt, draussen abspielte. Lässig und sportlich angenehm ermüdet tanzten die Paare, zufrieden mit dem sonnigen Tag, den sie genossen hatten, und auf hohen Barstühlen plauderten und scherzten sonnbraune Menschen. Es ging recht lärmig zu, und der Rauch aus Pfeifen und Zigaretten machte die Luft stickig. Tagsüber war man im Geratter der Lifte fast pausenlos immer wieder an den Start der Abfahrtspisten geführt worden. Und hier in der Bar konnte das vergnügliche Leben bis in die späten Nachtstunden fortgesetzt werden.

In einer Ecke des Raums sass ein hagerer, hochgewachsener Mann mit einem wettergegerbten Gesicht, angelsächsischem Profil und leicht angegrauten Haaren: Henry Hoek, von allen Seiten begrüsst und befragt. Unermüdlich und mit einem weltgewohnten Lächeln gab er Auskunft und Ratschläge, versuchte auch dann und wann einige dieser jungen, trainierten Leute zu einer Wanderung abseits der Piste zu ermuntern, vielleicht auch – wenn ihm einer oder eine gerade besonders gefiel – sie aufzufordern, am nächsten Tag mit ihm zu kommen.

Auf seine Einladung setzte ich mich zu ihm.

«Nun», fragte er, «was haben Sie heute unternommen? Ich war am Pischahorn, hatte immerhin sechs Leute dazu gefunden, von denen nur die Hälfte fluchte, dass da keinerlei Seilbahn existierte. . . Was, am Flüela Weisshorn waren Sie? Ich hätte Sie für vorsichtiger gehalten, das ist eine Fahrt für den Frühling, nicht für den Hochwinter. Hauptsache, dass alles gut abgelaufen ist!»

Er griff nach den in prächtigen Farben belegten Brötchen, die vor ihm auf dem Tisch standen, und sog am Strohalm, der in eine ebenso farbenfreudige Flüssigkeit getaucht war. «Sehen Sie sich das an», sagte er dann und blickte rundum. «Eine prächtige Jugend, nur hat sie keine Ahnung mehr, was Skilaufen sein soll. Stellen Sie sich diese Leute bei hohem Schnee und Sturm etwa am Piz Kesch vor. Ich glaube, wir hätten grosse Mühe, sie heil zu Tal zu bringen.» Er lächelte etwas melancholisch und fügte hinzu: «Wir haben es weitgebracht auf dem langen Weg von den Pioniertagen bis heute, weit, aber nicht ganz dorthin, wo wir es wollten. Unsere Schüler sind uns entglitten, sie haben aus dem heiligen Tempel einen Jahrmarkt der Eitelkeiten gemacht, einen amüsanten Rummelplatz, den viele nur besuchen, weil es eben Mode ist. Können Sie sich die Zeit um die Jahrhundertwende vorstellen? Als man sich über uns lustig machte, uns fragte, ob die Bretter, die wir mitführten, zum Heizen des Hüttenherds bestimmt seien, und was dergleichen fade Witze waren. Damals gingen wir in das winterliche Schweigen der Hochberge so allein wie in die Ewigkeit. Alles war für uns Neuland und musste erobert werden. Ich war mit den ersten am Finsteraarhorn, Mönch, Dammastock, Wetterhorn, wobei wir die Ski als Mittel zum Zweck benutzten. Jetzt sind sie längst zum Selbstzweck geworden. Doch wie schön war dieser Kampf gegen den winterlichen Berg, gegen die Vorurteile der Mitmenschen und gegen die unzulängliche Skiausrüstung. Heute ist beinahe alles vollkommen, auf der Piste werden uns sogar die Schwünge vorgeschrieben – was für eine organisierte Langeweile!»

«Es gibt Menschen, die das Ende des Sommers nicht erwarten können, weil der Skilauf ihr einziger Lebenszweck ist», warf ich ein.

«Ach», meinte er ironisch, «Skilaufen kann man das ganze Jahr, es braucht ja nur Schnee dazu. Aber die, von denen Sie da reden, sind gar keine Skiläufer – es sind Skifahrer, genauer gesagt: Skiabfahrer, denn sie kennen das beseligende Steigen und Ausschreiten gar nicht.»

Hoek sah auf das immer dichter und lauter werdende Gewühl, dann wandte er sich wieder zu mir und sagte:

«Ich möchte die heutige Situation so umschreiben: Wenn Sie irgendeinen der hier versammelten Skimenschen fragen, wie er seinen Tag verbracht hat, dann wird er Ihnen nicht antworten: ‚Heute? Da lag ich zwei volle Stunden bei der Alp Duranna auf dem Rücken und blinzelte in die Sonne. Es war so schön und friedlich, dass ich erst weiterfuhr, als es schon zu dämmern begann, und so war es nicht zu vermeiden, dass ich im Halbdunkel einige Purzelbäume schlug. O ja, ich bin mit meinem Tag zufrieden!‘ Nein, so wird unser Freund nicht sprechen, sondern: ‚Heute habe ich Parsenn gleich dreimal gemacht, das eine Mal unter zwanzig Minuten. Sie müssen doch zugeben, eine respektable Leistung, denn schliesslich bin ich ja kein Skilehrer und kann auch nicht das halbe Leben auf den Brettern zubringen. Leider. Das Steilstück über dem Wald habe ich mit zwei Schwüngen gemeistert, morgen versuch ich’s mit einem und übermorgen wag ich’s im Schuss.‘ Und während so die körperliche Leistung auf die Spitze getrieben wird, löst sich die Bindung mit der Natur immer mehr, weil es ganz einfach unmöglich ist, dass Schnelligkeit und Stoppuhr zur Vertiefung eines seelischen Erlebnisses führen. Ich weiss, dass Sie mich nicht falsch verstehen: ich bin für einen sportgerechten Skilauf und nicht für Stümperei. Aber die grosse Seligkeit einer Abfahrt darf nie im Gedanken untergehen, man könnte diesmal mit einer ‚schlechten‘ Zeit, unten ankommen. Die Schönheit der winterlichen Berge soll nicht in Abfahrtsprobleme zerlegt werden, wir gewinnen ihren Segen nur, wenn wir dem zu lauschen wissen, was die grosse Stille uns zu sagen hat...»

Er brach plötzlich ab und machte eine Geste, als ob er andeuten wollte, wie wenig einer doch den Lauf der Dinge zu ändern vermöge. Henry Hoek war ein geistreicher, gut formulierender Gesprächspartner, ironisch und illusionslos. Seine Augen konnten uns forschend, ja durchdringend ansehen, um mit einem Male durch uns hindurch in die Ferne der Welt und seiner Träume zu blicken, mit der er so innig verbunden war.

Nach einer Weile des Schweigens nahm er seinen Gedankengang wieder auf: «Es sind zwei Welten, die sich nicht berühren und nicht verstehen. Für mich ist der Skilauf kein Sport, sondern ein Lebensgefühl, ich kenne die Berge in ihrer Schönheit wie in ihrer Gefahr. Heute aber lockt man viele Unberufene in die winterlichen Berge, indem man ihnen weismacht, dass es ungefährlich sei. Und tut dann sehr verwundert, wenn eine Lawine auf einer harmlos gepriesenen Tour ebenso harmlose Skifahrer verschüttet. Mir missfällt diese Verniedlichung der Berge aus tiefstem Herzen, besonders wenn sie aus wirtschaftlichen Gründen erfolgt.»

* * *

An jenen Abend in Davos schloss sich noch manches weitere Zusammentreffen mit Henry Hoek. Doch ebenso fruchtbar wie die persönlichen wurden mir die literarischen Begegnungen mit ihm. Denn Hoek war ein weltweiter, kritischer und schöpferischer Geist, zu vielseitig, um sich nur als Bergsteiger oder Skiläufer zu betätigen. Wir finden ihn zur Pionierzeit auf grossen Fahrten im Automobil wie bei den ersten Fliegern, als Ballonfahrer wie auf Jagden im Hohen Norden. Und er war unersättlich darin, dem Leben in all seinen Erscheinungsformen nachzuspüren und das grosse Abenteuer zu bestehen, das jedem von uns hienieden dargeboten wird, wenn er es zu erkennen vermag. Hoek war ein Weltmann im wahren Sinne des Wortes, überall zu Hause, im Abendanzug wie in der elendesten Hütte oder im Biwak unter freiem Himmel.

Im Jahre 1920 bekam ich sein erstes Buch in die Hand, «Wege und Weggenossen». Es wurde für mich damals zu einem Brevier, in dem ich viel weltanschauliche Wesensgleichheit fand. Und dass mich in dem schmalen Band heute nach über dreissig Jahren noch immer manches unmittelbar anrührt, beweist wohl, wie gut die Worte auf das Herz eines Wanderers gezielt sind. Doch Hoeks Aussagen verweilen nicht einseitig bei seinen Wandererlebnissen, er verwebt sie mit dem gesamthaften Leben, mit Heimat und Frau, Sesshaftigkeit und Fernendrang, und er sagt manches, das den geruhsamen Bürger in seiner Geborgenheit aufscheucht. Auch bei den Bergsteigern entstand einst einige Aufregung durch seine etwas lapidare Feststellung: «Alles Streben in die Ferne, alles Wandern in die Fremde ist unerlöste Sehnsucht nach dem Weibe.» Den erregten Auseinandersetzungen für und wider Hoek setzte Hans Morgenthaler in der «Alpina» mit einem wohlbegründeten Artikel ein Ende, in dem er für Hoek (der selber nie in die Diskussion eingriff) eintrat. Seitdem haben sich die Gemüter längst wieder beruhigt, und die Dinge sind im Lauf der Jahre an den Platz gestellt worden, an den sie gehören. Hoek aber hatte in «Wege und Weggenossen» zum ersten Male sein Weltanschauungs- und Wanderbekenntnis abgelegt, von seinen Reisen und Begegnungen in aller Welt erzählt, uns vom Matterhorn auf die Kordillere, von Norwegen nach Konstantinopel, aus seinem Garten hinauf ins Luftmeer geführt, durchwoben mit mancherlei zum Nachdenken zwingender Weisheit, welche ihn das Leben gelehrt hatte und die er nun ausstreute, damit sie bei Gleichgesinnten Wurzel schlage. Denn auch das wusste Hoek: dass man sich nur denen mitteilen und eröffnen kann, die unsere Freunde im Geistigen sind. Sein Grundsatz lautet, dass der Weg, die Wanderschaft an sich, erstrebenswerter und erlebnisvoller ist als das Ziel, das doch nie endgültig sein kann und stets eine Illusion bleiben muss.